

Fremdheit und Identität

Vortrag DGSv Nürnberg Oktober 2007-10-09

Elisabeth Rohr

An den Anfang meiner Überlegungen möchte ich einige Gedanken und Thesen von Georges Devereux stellen, einem französischen Ethnologen und Psychoanalytiker, der als Begründer der Ethnopsychanalyse gilt. Diese Wissenschaft, die eine Verbindung von Ethnologie und Psychoanalyse darstellt, nutzt die Psychoanalyse zur Erforschung von Menschen in fremden Kulturen. Heute gilt die Ethnopsychanalyse als eine der wichtigsten Weiterentwicklungen der traditionellen Psychoanalyse und wird vor allem in der Schweiz, in Österreich und in Frankreich umfassend in der therapeutischen Arbeit mit Migrantinnen und Migranten eingesetzt.

Devereux ging in seinen Studien davon aus, dass jede Auseinandersetzung und Konfrontation mit Fremden unweigerlich auf die eigene Kultur und Gesellschaft zurückverweist und dass bedeutet konkret:

**jede Begegnung mit Fremden ist immer auch eine Begegnung
mit den verdrängten, unbewussten Konflikten der eigenen Kultur.**

Weitergedacht heißt dies:

**Jede Begegnung mit Fremden ist immer eine Begegnung
mit den verdrängten und unbewussten Konflikten der eigenen Identität,
mit dem, was uns selbst fremd in uns ist.**

Devereux's Erklärung ist einfach und überzeugend: er behauptet nämlich, dass eine jede Kultur das gleiche psychische Material auf verschiedene Weise behandelt. „Die eine unterdrückt es, eine andere begünstigt seine offene, manchmal sogar übermäßige Ausprägung, wieder eine andere duldet es als zulässige Alternative, sei es für alle, sei es nur für bestimmte über- oder unterprivilegierte Gruppen usw. Die Untersuchung fremder Kulturen zwingt deshalb den Anthropologen oft, bei der Feldforschung Material zu beobachten, dass er selbst verdrängt. Diese Erfahrung löst nicht nur Angst aus, sondern wird zugleich auch als „Verführung“ erlebt.“ (Devereux 1976, s. 67)

Auf supervisorische Arbeitsbezüge übertragen würde dies bedeuten, dass die Arbeit mit Migrantinnen und Migranten uns zwingt psychisches Material zu beobachten, dass wir ansonsten verdrängen und dass diese Erfahrung nicht nur Angst auslöst, sondern zugleich auch als „Verführung“ erlebt werden kann.

Zum Aspekt der Angst möchte ich ein etwas längeres und ausführlicheres Fallbeispiel schildern aus meinen supervisorischen Erfahrungen in Guatemala.

Seit September 2005 leite ich eine Supervisionsausbildung in Guatemala, einem wunderschönen Land in Zentralamerika, südlich von Mexiko gelegen, jedoch einem Land mit einer langen, furchtbaren und außerordentlich grausamen Kriegsgeschichte.

Finanziert und organisiert wird die Supervisionsausbildung von der Gesellschaft für Technische Zusammenarbeit (GTZ), der entwicklungspolitischen Organisation der Bundesrepublik Deutschland und zwar im Rahmen ihres Friedens- und Versöhnungsprogramms in Guatemala. Dieses Friedens- und Versöhnungsprogramm bemüht sich, nach einem 36 Jahre währenden, verheerenden Bürgerkrieg mit mehr als 200 000 Toten, über 1 Million Flüchtlingen, 40 000 Verschwundenen und über 600 Massakern, den von den Vereinten Nationen initiierten und mehr oder minder erzwungenen Friedens- und Demokratisierungsprozess auch entwicklungspolitisch zu unterstützen. Ein wichtiger Teil dieses Friedens- und Versöhnungsprogramms ist ein Projekt, das Maßnahmen zur psychosozialen Gesundheit entwickelt und fördert. Bei einer Mission im Jahre 2000, an der ich teilnahm, wurde nämlich deutlich, dass es einerseits eine große Anzahl von schwerst traumatisierten Personen im Land gibt und andererseits die in diesem Bereich arbeitenden Sozialarbeiterinnen und Sozialarbeiter, Psychologinnen und Psychologen, Ärztinnen und Ärzte selbst keinerlei professionelle Unterstützung erfuhren. Denn in Guatemala war Supervision außerhalb des klinischen Bereiches vollkommen unbekannt. Doch wie wir feststellten, bestand ein enormer Bedarf. Denn diese professionellen, oftmals politisch hoch engagierten und hoch motivierten Helferinnen und Helfer organisieren Exhumierungen von Massengräbern, arbeiten mit schwerst traumatisierten indianischen Witwen, mit Anwälten, die Folteropfer vertreten und mit indianischen Gemeinden, die eine Anklage wegen Genozids versuchen auf den Weg zu bringen. Da die GTZ aufgrund ihres Profils nicht in der Lage ist, psychosoziale Arbeit im Bereich der Traumatherapie anzubieten, entstand die Idee, die Sozialarbeiterinnen und Sozialarbeiter, Psychologinnen und Psychologen sowie Ärztinnen und Ärzte über eine Supervisorenausbildung zu qualifizieren und als Supervisoren

auszubilden. Ziel war es eine Multiplikatorengruppe von Supervisorinnen und Supervisoren aufzubauen, die später in der Lage sein sollte, Supervision in den unterschiedlichsten guatemaltekischen Institutionen anzubieten und damit Supervision landesweit zu etablieren. Seit September 2005 habe ich mit einer Gruppe von anfangs 22, später noch 15 Männern und Frauen gearbeitet und 2, manchmal 3x pro Jahr jeweils eine Woche supervisorische Trainings in Theorie und Praxis angeboten.

Ein durchgängiges und außerordentlich störendes Phänomen in dieser sehr heterogen zusammengesetzten Gruppe war – Sie werden es kaum glauben - das ständige Handy-Klingeln. Zwar bat ich jeden Morgen darum, die Handies abzuschalten, aber trotzdem wurden sie nie völlig ausgeschaltet, sondern allenfalls leise gestellt, bzw. nur auf Vibration gestellt. Jedenfalls war es so, dass beständig jemand plötzlich aufstand, das Handy am Ohr und den Raum verließ, um erst nach geraumer Zeit wieder aufzutauchen. Manchmal dauerte die Zeitspanne bis zum Auftauchen allerdings auch eine halbe Stunde oder mehr. Dieses Verhalten ärgerte mich maßlos, doch alles deuten, interpretieren, konfrontieren, diskutieren und bitten half gar nichts. Ich war diesem Verhalten völlig hilflos ausgeliefert.

Irgendwann bemerkte ich, dass ich aufgegeben hatte. Da gab es etwas, das nicht in meiner Macht stand zu ändern. Trotzdem fiel es mir schwer, meinen Ärger zur Seite zu schieben und die Situation aus rein professioneller Perspektive zu betrachten. Mir war ganz vage klar, dass die Gruppe mir mit aller Hartnäckigkeit versuchte etwas zu vermitteln, was ich aber partout nicht verstand, bzw. nicht verstehen konnte, vielleicht auch nicht verstehen wollte. Der Ärger blieb übermächtig, ich fühlte mich ständig gestört, hatte auch das Gefühl es mit mächtig viel an Widerstand zu tun zu haben, einem Widerstand, der mich depotenzierte und mich hilflos machte. Ich war jedoch nicht in der Lage irgend etwas anderes zu denken oder zu fühlen, als dass diese Handy-Manie aufhören sollte. Emotional gelang es mir jedenfalls lange Zeit nicht, jenseits dieser moralischen Attitüde noch irgend etwas anderes wahrzunehmen, geschweige denn zu erkennen. Ich fühlte mich blockiert, nahm dies auch so wahr, aber diese Blockade konnte ich nicht auflösen oder überwinden.

Doch dann wurde eines Tages ein Fall berichtet.

Es ging um ein Frauenhaus. Es war kürzlich erst eingerichtet worden, ganz modern, mit hellen schönen Möbeln, viel Glas und natürlich einem Wächter an der Tür, mit Gewehr und einem Türschloss, das sich nur mit einem geheimen Nummerncode öffnen ließ. In der ersten Supervisionssitzung mit den hier arbeitenden Sozialarbeiterinnen wurde darüber berichtet, dass sie es mit Frauen zu tun hatten, die oftmals bedroht wurden mit Entführung, Ermordung,

Verstümmelung etc. Viele dieser Frauen, die hier im Hause Zuflucht suchten, waren Zeuginnen von Verbrechen, bereit auszusagen und vor Gericht aufzutreten, doch bevor es soweit kam, wurden sie massiv unter Druck gesetzt, verschleppt, manchmal ermordet, vergewaltigt, gefoltert. Viele der Frauen waren auch schlicht vor prügelnden Ehemännern geflüchtet, aber auch in diesen Fällen gelang es nur wenigen ihren Rächern zu entkommen. Sich als Frau trennen, gar scheiden lassen zu wollen, schien von den Männern als eine Kriegserklärung verstanden zu werden und entsprechend reagierten sie: mit dem ganzen Gewaltarsenal, das ihnen zur Verfügung stand. Frauen mussten dann jedenfalls den Tod fürchten. In dieser Supervisionssitzung wurde jedenfalls von sovielen Grausamkeiten berichtet, dass die beiden Frauen, die gemeinsam als Supervisorinnen gekommen waren, selbst völlig in Angst und Schrecken gerieten. Und dann klingelte das Handy einer der anwesenden Sozialarbeiterinnen. Eine in Todesangst schreiende Frau war am anderen Ende, rief um Hilfe, ihr Mann verfolgte sie und versuchte sie umzubringen. Zwei der 3 anwesenden Sozialarbeiterinnen sprangen augenblicklich auf, griffen nach ihren Taschen und rannten mit dem Handy am Ohr aus dem Raum, stürzten in ihr Auto und rasten los, um zu dieser Frau zu kommen, bevor ihr Mann sie umbringen konnte. Die Supervision war beendet, noch bevor sie richtig begonnen hatte. Die beiden Supervisorinnen berichteten, dass sie in Paranoia das Haus verließen, kaum wagten, ein Taxi nachhause zu nehmen, denn vielleicht warteten darin schon gedungene Mörder, bereit auch sie zu töten, da sie aus diesem Frauenhaus kamen. Zuhause angekommen, durchsuchten sie alle Zimmer, schlossen alle Fenster und wagten sich an dem Tag nicht mehr aus dem Haus. Die Angst, der Terror und die Gewalt, die sie in diesen Berichten und durch den Handyanruf im Frauenhaus miterlebt hatten, hatte sie selbst infiziert. Beide waren davon überzeugt, in diesem Haus nicht als Supervisorinnen arbeiten zu können. Der Handyanruf hatte die Bedrohung und den Tod so nahe gebracht, dass ihnen unter diesen Bedingungen ein professionelles Arbeiten nicht mehr möglich schien. Ein geschützter Raum, der anregte zur Reflektion und zur Phantasie und zur Herstellung einer –als-ob-Situation war nicht mehr gegeben. Die Realität war über das Handy mit einer solchen Macht in dieses Haus eingedrungen, dass eine supervisorische Arbeit in der Tat hatte abgebrochen werden müssen.

Was wurde mir also in diesem Fall mitgeteilt?

Zum einen: Das Handy ist überlebenswichtig, es rettet Leben. Ohne das Handy ist unsere Arbeit fast nutzlos.

Zum anderen aber lautete die Botschaft: Du mit Deinem wohlbehüteten und sicheren Leben in einem so reichen Land wie Deutschland und hier in Guatemala wohnst du in einem teuren

Hotel, wirst jeden Morgen mit Fahrer abgeholt und abends wieder zurückgebracht, du kannst die Gefahr, in der wir uns befinden, überhaupt nicht nachvollziehen. Dein kleinliches Handyverbot, Dein lächerliches Bestehen auf psychoanalytischen Settingregeln, dein westliches Bedürfnis nach einem reibungslosen Ablauf der Kurstage, all dies ist jenseits von unserer Realität. Wir jedenfalls möchten dir zeigen und sagen, was uns wirklich bewegt und was uns belastet: die Gewalt in unserem Land, in unserem Leben, in unserer Arbeit.

Wie wichtig ihnen diese Botschaft war, mag auch daran deutlich werden, dass in unserer letzten Sitzung der Supervisionsausbildung, ganz am Schluss, nochmals ein Fallbeispiel eingebracht wurde, in dem es wiederum um ein Handy ging. Eine der Teilnehmerinnen erzählte zunehmend aufgewühlt von einer Klientin, die in eine ausweglose Situation geriet als einige Nachbarn ihr Fehlverhalten in einer absolut geringfügigen und für uns kaum nachvollziehbaren Angelegenheit vorwarfen. Sie hatte nicht, wie es üblich war, einen Nachbarn gebeten irgend eine Angelegenheit mit der Stromfirma für sie zu erledigen, sondern hatte dies selbst übernommen. Daraufhin wurde ihr quasi kollektiv ungebührliches Verhalten vorgeworfen und sie wurde in die Schule zitiert, wo eine aufgebrauchte Menge sie bereits erwartete und sie zur Rede stellte. Sie erkannte, dass es sich um eine potentielle Lynchsituation handelte und rief mit ihrem Handy ihre Beraterin an, eben die Teilnehmerin in unserer Supervisionsausbildung. Diese erzählte mittlerweile weinend und schluchzend von ihren hundert Handyanrufen in diesem weitentfernten Dorf, um Leute zu mobilisieren, die dieser Frau helfen könnten und immer wieder von ihren Anrufen bei dieser Frau, um diese zu beruhigen und ihr zu signalisieren, dass sie nicht gänzlich alleine war. Da in diesem Dorf jedoch niemand bereit war, ihr zur Seite zu stehen, mobilisierte sie per Handy Kolleginnen und Kollegen, die ständig und ohne Unterlass bei dieser Frau anriefen, um auch allen Anwesenden in der Schule zu signalisieren, dass viele von diesem eventuellen Lynchmord erfahren würden, sollten sie nicht davon ablassen. Schließlich gelang es dieser Frau zu flüchten. Die Teilnehmerin in unserem Kurs sagte nochmals unter Tränen zum Abschluss, dass sie sicher sei, dass nur die Handyanrufe dieser Frau das Leben gerettet hatten.

Mir wurde also nochmals deutlich vor Augen geführt und es klang wie eine Beschwörung, glaub uns doch, Handys sind in diesem Land überlebenswichtig, wir können sie nicht abschalten, denn vielleicht hängt das Leben eines Menschen davon ab. Wir müssen ständig in Kontakt bleiben mit unseren Klienten, unseren Kollegen, unseren Familien, wir müssen ständig erreichbar sein.

Mir wurde mit diesen Fällen meine Fremdheit vor Augen geführt, obwohl ich die Fremdheit in ihrem unmittelbaren Verhalten mir gegenüber nicht ablesen konnte, die Teilnehmenden waren sehr freundlich, sehr warmherzig, sehr zugewandt, auch begeistert von dem Kurs und höchst interessiert an den Kursinhalten. Doch das Handy blieb ebenfalls und durchgängig eine hart zu ertragende Realität und zwar über die zwei Jahre hinweg, immer wieder ein beträchtlicher Störfaktor, der sozusagen meine Fremdheit zementierte und dokumentierte. Auf dieses nicht aufzulösende Fremdheitsgefühl reagierte ich mit Ärger, obwohl es durchaus sein könnte, dass dahinter unbewusst auch Angst verborgen war, diese Gewalt, die in der Tat das Leben in Guatemala prägte, emotional in all seinen Dimensionen zu begreifen, dieses Gefühl nahe heranzulassen.

Devereux zu Folge war ich mithin in dieser Situation gezwungen, psychisches Material zu beobachten, nämlich Gewalt, Todesangst und Furcht, das in unserer, in der Tat wohlbehüteten, westdeutschen Gesellschaft nicht in diesem Ausmaß als strukturelles und soziales Phänomen existiert. Und Devereux sagt, dass diese Ängste, die aus der Beobachtung fremdkulturellen Materials entstehen, Abwehrreaktionen zur Folge haben, die zu einer Verzerrung des beobachteten Materials führen. Entsprechend der Persönlichkeit der Forscherin oder des Forschers, der Therapeutin oder des Therapeuten, der Supervisorin oder des Supervisors reagieren die einen mit Rigidität und dem Festhalten und Betonen von harten Fakten und Regeln, andere mit der Verteidigung z.B. rein quantitativer Methoden, wiederum andere reagieren mit Entwertungen, Überinterpretationen, der Selektion und dem Weglassen von Information etc. (1976, S. 68ff).

Ich reagierte in diesem Fall nicht nur mit Ärger, sondern auch, so würde ich das jetzt interpretieren, mit einer Erschütterung meiner professionellen Identität: Ich fand meine Unterlagen nicht wieder, ließ Dokumente zweimal kopieren, schrieb das Tagesprogramm falsch auf, sprach plötzlich so schlecht spanisch, dass ich mich kaum mehr verständlich machen konnte.

Damit wird eigentlich deutlich, dass die in der Begegnung mit Fremden aktivierten Gefühle selbst bereits Anzeichen und Symptome von Regression sind. Unter Regression versteht man einen psychischen Vorgang, der wie im Traum, oder beim Weinen bestimmte Kontrollmechanismen (Ich-Funktionen) außer Kraft setzt und eine Wiederbelebung frühkindlicher Erlebnisweisen, Affekte und Erinnerungen herbeiführt.

Regressionserscheinungen sind immer mit partiellem Realitätsverlust, Orientierungslosigkeit und Wahrnehmungsverzerrungen verbunden.

Das heißt also auch: Wahrnehmungsverzerrungen und Wahrnehmungsstörungen sind ein struktureller Faktor jedweder Fremdwahrnehmung. Daraus folgt dann konsequenterweise, dass in jeder Begegnung mit Fremden regressive Prozesse ausgelöst werden, die die Wahrnehmung der Realität sowie die Reaktionsspielräume erheblich einschränken. Dies gilt sowohl für das Individuum, aber auch für Gruppen und in besonderem Maße für Großgruppen, in denen Regressionen bei einzelnen bis zur psychotischen Dekompensation führen können. Regressive Prozesse schwächen jedoch nicht nur die im Alltag mehr oder minder gut funktionierende Realitätskontrolle, sondern sie können auch – weil es sich ja hier um einen psychisch-unbewußten Vorgang handelt – bislang unterdrückten und sozial verpönten Triebwünschen zum Durchbruch verhelfen. Deshalb fällt es nicht nur so viel leichter, sich im Urlaub in der Ferne zu verlieben, sondern dort wagen auch viele Bedürfnissen zu frönen, die zuhause als verpönt gelten. Ich selbst bemerke immer wieder, dass ich in Lateinamerika viel mehr lache und dass das andere Zeitverständnis dort mich zur Entschleunigung zwingt und mir weniger Triebkontrolle aufbürdet, so dass, ob ich will oder nicht, mehr Gelassenheit in das Leben einkehrt. Und das tut einfach gut!

Auf diese regressiven Prozesse in der Begegnung mit Fremden reagieren übrigens alle Gesellschaften prophylaktisch, mit einem klar umrissenen Repertoire von Verhaltensanordnungen, die dazu dienen, dem nicht unerheblichen Gefahrenpotential, das aus der Dynamik regressiver Zustände erwächst, gegenzusteuern. Denn in regressiven Zuständen mindert sich die Triebkontrolle, es kann zu Aufruhr, Rebellion, gar Revolution kommen, wenn ansonsten verpönte und tabuisierte Wünsche durch die geringere Triebkontrolle freigesetzt werden. Besonders ausgeprägt finden sich diese Verhaltensanordnungen in den Ritualen und Begrüßungszeremonien, die überall auf der Welt den ersten Kontakt mit Fremden prägen und die dafür sorgen, Regression, Angst und Verführung unter Kontrolle zu halten.

In unserer multikulturellen, modernen Gesellschaft aber schwinden nicht nur Rituale mehr und mehr, sondern auch die bisherigen Gewissheiten, die aus sozial überlieferten Traditionen erwachsen. Stattdessen zeichnet sich die Gesellschaft, so formuliert es die Soziologie, zunehmend durch Pluralisierung, Enttraditionalisierung und Globalisierung aus. In Deutschland zeigt sich die Schwierigkeit im Umgang mit der Pluralisierung zur Zeit durch die Debatte um den Islam und den Moscheebau. Auch die religiöse Landschaft hat sich in Deutschland pluralisiert, neben den Katholizismus und den Protestantismus, sind der Islam

und das Judentum und alleine in Frankfurt mehr als 180 andere Religionsgemeinschaften getreten. Und die Enttraditionalisierung hat dafür gesorgt, dass kaum mehr jemand von uns gezwungen wird in die beruflichen Fußstapfen des Vaters zu treten, aber das bedeutet auch, dass jeder nun der Schmied des eigenen Glücks ist und das Scheitern ebenfalls in die Verantwortung jeder einzelnen und jedes einzelnen fällt. Und die Globalisierung führt dazu, dass alleine in Frankfurt mehr als 30% Migrantinnen und Migranten leben und in vielen Schulen mehr als 40% aller Schüler Kinder von Migranten sind. D.h. wir haben gar keine andere Wahl als uns der zunehmenden Pluralisierung und Globalisierung unserer Lebenswelten zu stellen. Das hat weitreichende Folgen auch für unsere professionelle Identität. So wird die Begegnung mit Fremden aufgrund von internationalen Migrationsbewegungen im Zuge der Globalisierung nicht mehr zu einer Ausnahmeerfahrung im Urlaub, sondern zu einer alltäglichen Erfahrung in unserem beruflichen Alltag und zwar zu einer Erfahrung, die jenseits aller Rituale, eine Herausforderung für beide Seiten bedeutet.

Was aber bedeutet all dies für unsere supervisorische Arbeit und vor allem unsere supervisorische Arbeit mit Migrantinnen und Migranten? Was müssen wir können, wenn wir uns dieser Herausforderung stellen, was müssen wir wissen, welche Haltungen sind und Einstellungen sind notwendig?

Ich möchte hier vier mir wichtig erscheinende Punkte anführen:

1. Bernhard Waldenfels, ein Philosoph hat die Schwierigkeit, die in jeder Begegnung mit Fremden begründet ist, sehr klug einmal so formuliert und treffend auf den Punkt gebracht: Er sagte sinngemäß: wir nähern uns dem Fremden, indem wir seine Ferne aushalten. Ich glaube, dass ist eine wichtige Maxime für unsere Arbeit. Das gilt natürlich nicht nur für die supervisorische Arbeit mit Migrantinnen und Migranten, sondern generell für unsere Arbeit, gewinnt jedoch in der Arbeit mit Migrantinnen und Migranten nochmals eine besondere Bedeutung: Es kann nicht darum gehen, alles verstehen zu wollen und alles zu akzeptieren und sei es noch so fremd, oder befremdlich. Ich glaube, es muss darum gehen, die Fremdheit des Anderen und damit auch die kulturelle Differenz, das grundsätzliche Anderssein des Fremden zu akzeptieren, dabei jedoch nicht zu vergessen, dass die Gemeinsamkeit, die sich aus unserem Menschsein ergibt, immer noch größer ist als jede kulturelle Differenz. Dieses Anderssein zu akzeptieren, heißt jedoch nicht in eine kulturellrelativistische

Position zu verfallen und aus falsch verstandener Toleranz die eigene Kritikfähigkeit aufzugeben und das Kritikwürdige an anderen Kulturen und Gesellschaften zu ignorieren oder gar zu verleugnen.

2. Was wir darüber hinaus benötigen habe ich in einem anderen Zusammenhang als Intimitäts- und Distanztoleranz bezeichnet. Gemeint ist damit die Fähigkeit, sowohl die spezifische Nähe - also die Verführung, die von allem Fremden ausgeht - wie auch die Ferne des Fremden – und damit die Angst, die ebenfalls von dem Fremden ausgelöst wird - auszuhalten, ohne das eine oder das andere zu bewerten, zu beurteilen, bzw. zu verurteilen. Intimitäts- und Distanztoleranz heißt letztendlich sich in Bezug auf Fremde wie in einem Transitraum zu verhalten, sich in einem Raum zwischen Ankommen und Abreisen einzurichten, ohne sich je dem Trugschluss hinzugehen, hier ließe sich endlich Heimat und Zuhause finden.
3. Es geht des Weiteren darum, die in jeder Begegnung mit Fremden auftretenden Regressionen, Wahrnehmungsverzerrungen und Identitätserschütterungen produktiv zu wenden. Mario Erdheim und Maya Nadig haben dies einen Prozess des sozialen Sterbens genannt. Hierbei geht es darum, einen anderen Zugang zum Fremden zu finden. Dies setzt die Fähigkeit und die Bereitschaft voraus, sich ein Stück weit von dem Fremden verführen zu lassen und das heißt, regressive Prozesse in der Auseinandersetzung mit Fremden zu erlauben. Schwierig ist dies jedoch deshalb, weil der Einzelne in diesem Prozess des sozialen Sterbens Teile seiner kulturell eingeübten unbewussten Verhaltens- und Abwehrmuster verliert, er wird schutzlos und verletzbar und es treten in der Folge Erschütterungen der Identität bis hin zu Identitätskrisen auf. Doch nur wenn die eigenen kulturellen Prägungen bewusst werden, kann kulturelle Differenz, Anderssein, überhaupt wahrgenommen und in der Auseinandersetzung auch hinterfragt werden. Nur dann kann eine Annäherung an das Fremde gelingen. Denn erst diese Identitätserschütterung schafft Voraussetzungen für Empathie und Verstehen des Fremdkulturellen, der Migrantinnen und Migranten. Der Prozess des sozialen Sterbens ist damit unabdingbar, wenn es um eine Annäherung an das Fremde geht.
4. Notwendig in unserer interkulturellen supervisorischen Arbeit ist schließlich und last but not least, die vielgerühmte linterkulturelle Kompetenz: Ich verstehe jedoch

darunter keine Einbahnstrasse, in der wir Experten mehr über Interkulturalität zu lernen hätten. Stattdessen verstehe ich darunter einen gegenseitigen und gemeinsamen Lernprozess, der initiiert, moderiert und immer wieder aus Neue erprobt werden muss. Denn in diesem Prozess ist niemand Experte, sondern wir alle Reisende in einem Transitraum, den es zu erkunden, zu erforschen, mit Mut und Neugier zu füllen gilt. In diesem Sinne und vielen Dank fürs Zuhören.